

Das Versagen der Sozialpädagogik – verfilmte Emotionalität im Dienst neoliberaler Entsorgung von Kritik

Von Christian Vogel

Ein Kommentar zum Film „Systemsprenger“¹

Wer den Film schon gesehen hatte, berichtete von Ohnmachtsgefühlen beim Verlassen des Kinosaals. Die SozialpädagogInnen tun, was sie können, doch das ist offensichtlich ungenügend: Beni, das 9jährige Mädchen vermässelt immer wieder alles – offenkundig scheint sie das Problem zu sein. In der Forschungswerkstatt der Kriso Bern – Forum für kritische Soziale Arbeit haben wir dieses Unbehagen zum Anlass genommen, den Film zum Gegenstand der Analyse zu machen. Den Ausgangspunkt bildet dabei das unmittelbare Erleben im Kinosaal, das wir als Emergenz² bezeichnen. Als Referenz für die Analyse dient das gesellschafts- und bildungstheoretische Verständnis von Sozialpädagogik, das der Werkstatt zugrunde liegt³. Der Film lässt sich so nicht nur als ein Ausdruck gesamtgesellschaftlicher Tendenzen, sondern konkreter als ein Hinweis auf den Zustand und die gesellschaftliche Stellung der Sozialpädagogik analysieren. Deren offensichtliches praktisches Versagen vermag keinen unmittelbaren kritischen Widerspruch hervorrufen, da es unter der Hand die Verantwortung dafür vollumfänglich auf ihre Klientel abwälzt. Sozialpädagogik, die ihrem gesellschaftlichen Anspruch nach genau für diese Art von Problemen zuständig wäre, wird so bereits als denk- und wünschbare Möglichkeit und erst recht als entsprechende Praxis eliminiert. Die Bedingung dafür ist das Fehlen eines Begriffes von Gesellschaft, wie es das neoliberale Denken seit jeher auszeichnet⁴ sowie in der Folge die Absenz sozialwissenschaftlicher Konzepte überhaupt, die sozialpädagogisches Wahrnehmen, Denken und Handeln überhaupt erst möglich machen.

Dass die Logik von Systemen dem Leben zuwiderläuft, wird schon in der ersten Szene des Films klar: Das Erziehungspersonal bringt die übrigen Kinder vor dem gewalttätigen Ausbruch der 9jährigen Beni in Sicherheit. Beni heisst eigentlich Bernadette, findet dies aber «zu tussig». Das Geschlechterrollenklischee ist erfrischend gebrochen. Das kraftvolle, energiegeladene Mädchen hat von Anfang an unsere Sympathie. Nur wirft es nun mit grosser Energie die Bobby-Cars gegen die Scheibe, hinter die sich alle anderen zurückgezogen haben. «Keine Sorge, das ist Sicherheitsglas», hört man einen professionellen Erzieher sagen, der damit die Kinder zu beruhigen meint. Geschützt werden, so die Botschaft, muss vor Beni, deren Aggressionen im Film durch eine hektische Kameraführung, eine bedrohliche Gewalttätigkeit und Unaufhaltsamkeit des Unheils suggerierende Tonspur in die Gefühlswelt des Publikums eingehämmert werden, während das Mädchen längst unsere Herzen erobert hat. Es ist das Arrangement eines Propagandafilms für neoliberales Denken, der – keineswegs ohne das obligate Bedauern – zeigt, wie unausweichlich der Schutz vor diesem Mädchen drastisches Handeln nötig macht. An Ermahnungen fehlt es nicht: Immer wieder wird Beni eindringlich darauf hingewiesen, dass sie es in der Hand habe: Wenn sie ihre Aggressionen besser

¹ Der Text ist die überarbeitete Version einer hastig nach dem Kinobesuch niedergeschriebenen Notiz, anhand der wir den Film in der Kriso-Forschungswerkstatt am 28.11.2019 diskutiert haben. Daraus sind vielfältige Anmerkungen und Kommentare in den Text eingeflossen, für die ich an dieser Stelle allen ganz herzlich danke, die sich an der Debatte beteiligt haben. Ein besonderer Dank geht an Andrea Wüthrich, die dafür gesorgt hat, dass der Text einem breiteren Publikum zugänglich gemacht wurde.

² Vogel, C. (2017). *Offensive Sozialarbeit, Band 2: Verfahren und Anwendungen*. Norderstedt: Books on Demand.

³ Graf, M. A. (1996). *Mündigkeit und soziale Anerkennung. Gesellschafts- und bildungstheoretische Begründungen sozialpädagogischen Handelns*. Weinheim: Juventa.

⁴ Vgl. dazu das der 1979 an die Macht gekommenen britischen Premierministerin Margaret Thatcher zugeschriebene Zitat «There is no such thing as society, there are only individuals – and families».

unter Kontrolle halten könne, dann werde alles besser. Fast schon fürsorglich, wie die Psychiaterin erklärt, dass die Spritze helfen werde, die Ausbrüche besser im Griff zu halten, und so die Bemühungen des Kindes tatkräftig mit chemischen Mitteln unterstützt. Man will ja nur das Beste, nämlich eine Verhaltensänderung, damit alle endlich das überaus liebenswerte, lebhaftes Mädchen, das so ungemein gekonnt durch die junge Schauspielerin dargestellt wird, rückhaltlos lieben können. Aber, so die Hauptaussage des Films: Alle Bemühungen laufen letztlich ins Leere, Erziehende, mehr oder weniger laienhafte bis zu den Professionellen können nichts ausrichten, im Gegenteil, im Verlauf des Films wird den als ahnungslos verkauften Zuschauern immer wieder Hoffnung suggeriert, nur um diese erst recht wieder zu zerschlagen mit einer sich als Realismus tarnenden Verschlimmerung der Situation. Trotz aller unprofessionellen und auch den mehr oder weniger professionellen Bemühungen scheint dem Mädchen nicht beizukommen sein. Die individuelle Zuschreibung „Systemsprengerin“ lässt die Hürde, es besser zu wissen, ins Unermessliche wachsen: Was man auch versucht, das Scheitern aller wohlwollende, eindringlichen Appelle und Interventionen beweisen: schon die bloße Ahnung, dass man es auch anders angehen könnte, muss naiv kapitulieren. Nur mit Mühe bleibt das Phantasma einer unüberwindbaren Macht verborgen, die sich hinter «echter Sorge» bemerkbar macht: «Du siehst ja selber, es geht einfach nicht, wir geraten alle an unsere Grenzen». Tatsächlich, die Grenzen werden schnell erreicht und auch regelmässig und effektiv überschritten. Es sind, wie der Titel offenherzig zugibt, Systemgrenzen. Allerdings ohne die Möglichkeit zu gewähren, eine Sozialpädagogik auch nur zu imaginieren, die den Systemen eine Humanität gegenüberstellt, eine Sozialpädagogik, die durch das Sprengen von Systemen gerade erst recht zu sich selbst kommt. Stattdessen scheint der Film dem System selber die Bemühung zuzutrauen, human zu werden – bloss dass das angesichts des schwierigen Kindes nicht gelingt. Scheitern trotz Wohlwollen und maximalem Engagement ist das Muster, das sowohl die Systeme wie die individuellen Bemühungen der Professionellen auszeichnet.

So schafft es der Film, dass jeder Verdacht auf Systemkritik an ihm aberlerlt. Die Darstellung der Schwierigkeiten im Umgang mit Dissozialität scheint ideologiefrei in der Realität der tatsächlichen Probleme angekommen. Ulrike Meinhofs Film *Bambule*, der im Jahr 1970 die Bedingungen der Heimerziehung kritisierte, ist Geschichte und die Zeiten der Systemkritik scheinen endgültig überwunden zu sein und man schickt sich an, eher das System oder (wenigstens die Funktionsträger) als das Kind als Opfer zu sehen. Dies kulminiert in der grotesken Szene, wo die Sozialarbeiterin weinend zusammenbricht, weil die überforderte Mutter das Kind nun doch nicht mehr zu sich nehmen möchte, sondern dies dem Kind nicht einmal (!) selber mitteilt, und schliesslich von Beni getröstet werden muss. Das Versagen der sogenannten Professionellen bleibt an dieser Stelle knapp unter der Oberfläche des Films und drückt wenigstens in der Form einer Ahnung durch, dass hier etwas nicht stimmt. Die angesichts der Verhältnisse (und vor allem der psychischen Verfassung des Mädchens) offenkundige Verantwortungslosigkeit des Plans einer Rückplatzierung zur Mutter festzustellen, bleibt dann aber ganz dem Publikum überlassen. Dieses muss dies nicht nur ohne entsprechend Unterstützung selber leisten, sondern muss dabei noch gegen die Tatsache antreten, dass besagte Sozialarbeiterin als diejenige Frauenfigur (ausser der Mutter) zu gelten hat, die dem Mädchen emotional zugewandt scheint. (Es gelingt dem Film sogar, ihre Bemühungen um eine Ausnahmeregelung für eine geschlossene Unterbringung als ein Ausdruck von Menschlichkeit erscheinen zu lassen.) Diese Sonderstellung teilt sich u.a. nicht zuletzt auch darin mit, dass Beni sie als einzige mit ihrem Namen («du Frau Bafané») anspricht, während die anderen einfach «Erzieher» sind. Das Verschwinden der Sozialpädagogik wird von der ersten Szene an durch den Film gedeckt. Der ideologische Gehalt des Filmes basiert auf der Leugnung des Sozialen. Die alte soziologische Einsicht, dass Soziales nur durch Soziales zu erklären ist, hat Emile Durkheim in seinen Regeln der

soziologischen Methode formuliert. Der Schlüssel zum Verständnis des Individuellen ist noch älter: Karl Marx war es, der das Individuum schlicht als „das gesellschaftliche Wesen“ bezeichnete.

Den Film durchzieht eine fast unglaublich bornierte Verweigerung, grundlegende sozialpädagogische Deutungsmuster zur Anwendung zu bringen. Grob skizziert als ein Crash-Kurs in sozialpädagogischem Denken, wie sich auch in einem Spielfilm vermitteln liesse: Menschliches Verhalten als ein Ausdruck einer mehr oder weniger gefestigten, bzw. defizitären Subjektivität zu begreifen, Subjektivität als ein Ergebnis eines Sozialisationsprozesses und Verhalten als das, was unter konkreten Bedingungen der Situation resultiert. Symptomatisch hierfür ist die Szene, in der Beni völlig unvermittelt die übrigen Anwesenden mit einem Küchenmesser bedroht. Ähnlich wie in der Eröffnungsszene des Filmes wird den ZuschauerInnen die Möglichkeit geraubt, die Vorgeschichte oder auch nur den Auslöser und den Eskalationsprozess mitzuverfolgen. Nimmt man sich nicht gegen die Dynamik des Filmes die Freiheit heraus, die umgekehrte, von Beni imaginierte Bedrohungssituation als erklärendes Element einzuführen (wie dies von routinierten SozialpädagogInnen zu erwarten wäre), so erscheinen die Ausbrüche als völlig unberechenbar und gleichsam aus dem Nichts kommend, vielleicht als eine Art Kehrseite der sonst so erfrischenden Impulsivität des Mädchens. Wieder meldet sich die eindringliche Stimme: «Wenn es Beni nur gelingen würde, ihre Impulse besser zu kontrollieren..». Diesem Programm folgt dann das gesamte sich als pädagogisches präsentierende Programm. Angereicht mit etwas Psychohygiene (Bäume umschubsen oder den baufälligen Unterstand abreißen) ist es im Wesentlichen ein Kontrollprogramm. Kann sich das Mädchen gegen die Einnahme der Psychopharmaka noch aktiv wehren, so ist sie der Erpressung durch den Schulbegleiter Micha schutzlos ausgeliefert. Kaum ist es hier gelungen, eine emotionale Bindung herzustellen, wird diese instrumentalisiert, in dem beim Mädchen Schuldgefühle mobilisiert werden: «Du möchtest doch nicht, dass ich diesen Job verliere». Nein, das möchte Beni wirklich nicht, hat sie doch mit Micha endlich jemand, der «Papa» sein könnte. Die Sehnsucht nach «Mama» und «Papa» interpretiert der Film ganz familialistisch, was unweigerlich zu der Paradoxie führt, dass Beni ständig etwas möchte, dass nicht möglich ist. «Das weißt du ja selber, dass ich nicht dein Papa sein kann, ich habe ja schon zwei Kinder». Der Einwand dass er sie ja adoptieren könnte, ist natürlich völlig korrekt, doch hört bereits hier die Erklärung auf. Die Sache ist damit klar: Die Schutzlosigkeit des Mädchens ist Tatsache. Der Film gibt genügend her, um den dürftigen Hinweis auf ein traumatisches Erlebnis mit einer aufs Gesicht gedrückten Windel zu ergänzen mit einer wohl wiederholten Erfahrung völliger Schutzlosigkeit, wie sie durch das Einsperren im Schrank durch den Freund der Mutter in deren Anwesenheit veranschaulicht wird. Der Film schafft es, die Gefühle der existentiellen Bedrohtheit des Mädchens völlig abzukoppeln von ihren scheinbar völlig unvermittelten aggressiven Ausbrüchen. Dies ist umso erstaunlicher, als der Zusammenhang offen da liegt: So drückt Beni ihre Genugtuung über ihren Ruf als Schlägerin offen aus, der sicherstellt, dass alle, auch die Jungs, vor ihr Respekt haben müssen. Die Diagnose eines massiven Defizites an tragfähigen Beziehungen mit Primärcharakter, ist so trivial und offensichtlich, dass man sich als Zuschauer kaum zugesteht, die Implikationen davon weiter zu entfalten, die wären: Es fehlt körperliche Nähe. Die Einsamkeit der Eule in der Nacht, geschützt in ihrem Federkleid ist dafür eine sehr treffende Metapher. Die erste Begegnung mit dem Erzieher Micha bringt das Thema zwar auf, doch verschwindet es wieder, bevor es sich wirklich zeigen kann. Umso grösser dafür dann die Panik des Erziehers, als das schutzbefohlene Mädchen nach einem Albtraum bei ihm in seinem Bett Schutz sucht. Auch den Anfeindungen und Aggressionen des Bauern wird das Mädchen ausgeliefert, nachdem es seine Ängste vor dem Hund zuerst mit Bellen, dann mit Steinen zurückgedrängt hatte. Seit über hundert Jahren ist es nun zu beobachten, dass das Konzept des Unbewussten, wie es in der Psychoanalyse entwickelt wurde, in den Erziehungsberufen mindestens in demselben Masse bekämpft wird, wie seine Anwendungen sich bewährt haben. Das Erziehungsgeschäft, so scheint der Film zu suggerieren,

ist ganz und gar auf das Agieren in der Gegenübertragung begrenzt. Die Plausibilität dafür bezieht er aus der Tatsache des Wiederholungszwangs selber: Dass man auf die Aktionen von Beni eben so reagiert, wie dies die Figuren im Film tun, ist aus der Position der Involvierten kaum zu vermeiden. Als unbedarfter Zuschauer geht man da mit. Paul Parin hat dies einst als einen unwillkürlich ablaufenden, dem moralischen Urteil entzogenen Anpassungsprozess beschrieben: Die Identifikation mit der Ideologie der Rolle. Diese greift sofort, und dies umso mehr und umso gründlicher, als man in der Berichterstattung zum Film lesen kann, dass sich die Regisseurin ausführlich von Fachpersonen hat beraten lassen. Und hier beginnt sich erst der eigentliche Skandal abzubilden, von dem der Film nur der historisch-dokumentierende Ausdruck sein kann: In keiner einzigen erzieherischen Handlungssequenz wird die Eindimensionalität der unmittelbaren Verstricktheit in die Situation auch nur durch den Ansatz einer Analyse der Gegenübertragungsreaktionen überwunden. Diese werden selber zur Bedrohung hochstilisiert, wenn z.B. Micha bekennt, er habe Beni bei sich zu Hause übernachten lassen und ankündigt, er werden «den Fall» abgeben müssen. Auf diese Weise werden die offensichtlichsten nötigen pädagogischen Massnahmen und Interventionen vereitelt, noch bevor sie als Handlungsoptionen überhaupt auftauchen können. Eine Art präventiver Denunzierung des Impulses, dem Mädchen durch alle Böden hindurch beizustehen, wohnt dem Film inne. Diese verhindert, die Reste von Vernünftigkeit im Handeln des Mädchens zu identifizieren, die hinter ihrer Aggressivität zu rekonstruieren wären: Im Wesentlichen geht es um den Schutz der Primärbeziehungen, der in der Herkunftsfamilie gefehlt hat und auch in den pädagogischen Arrangements immer wieder brüchig war. Es fehlt ein Angebot für das Publikum, die eigene Aggressivität in eine kritische, pädagogische Perspektive zu transformieren, die dem systemischen Komplex die Möglichkeit geschützter, tragfähiger Primärbeziehungen gegenüberstellt, die gerade nicht mit der privaten Familie zusammenfallen. In einem gewissen Sinn fehlt die Möglichkeit von Sozialpädagogik per se.

Mit filmischen und dramaturgischen Mitteln zieht der Film das Publikum in seinen Bann und suggeriert, dass Kinder wie Beni Eigenschaften haben, denen Sozialpädagogik und deren Systeme einfach nicht gewachsen sind. Er zeigt wirklichkeitsnah Situationen auf, welche wir im aktuellen System erleben, verpasst es jedoch, den Bezug zu den verfügbaren Wissensbeständen, bzw. den Analyse- und Handlungsmöglichkeiten einer sozialwissenschaftlich aufgeklärten Sozialpädagogik zu machen und die Problematik in den Kontext gesellschaftlicher Bedingungen zu stellen.

Der Filmtitel hat uns angesprochen, indem wir ihn „gegen den Strich“ lesen: Nicht das System muss geändert, verbessert werden, so dass es nicht mehr gesprengt werden kann, sondern wir müssen, mit Jürgen Habermas gesprochen, auf die Lebenswelt setzen. Es darf nicht sein, dass Kinder und Jugendliche immer wieder „durch die Maschen“ fallen, weil soziale Probleme zu individuellen Eigenschaften stilisiert werden, wie dies im Zuge neoliberalen Denkens kaum mehr aufzufallen scheint. Der Film zeigt, wie hoch problematisch es ist, wenn der Verlust sozialwissenschaftliche Rationalität auf die praktische Soziale Arbeit durchschlägt. Die strukturellen Ursachen werden ignoriert und können filmisch nicht einmal mehr auf dem Niveau einer mittelmässigen „Tatort“- Folge vermittelt werden. Stattdessen fällt die gesamte Verantwortung dem Individuum zu, um dieses dann wiederum mit einem hilflosen Schulterzucken davon zu entlasten, so dass das zerstörte Leben am Schluss nur noch ein unausweichlich scheinendes Schicksal bleibt, und jegliche wirklich auf das Soziale bezogene und in diesem Sinn sozialpädagogische Intervention ausgeschlossen bleiben. Wenn wir im Arbeitsalltag als SozialpädagogInnen oder als SozialarbeiterInnen Situationen begegnen, die an diesen Film erinnern, so haben wir das als Aufforderung zu einer Analyse zu begreifen, welche die Systeme zu „sprengen“ und so die Optionen sozialpädagogischen Handelns erst zu erschliessen vermag.